

**Das Feuilleton in der Neuen Rheinischen Zeitung –
Am Beispiel von Georg Weerths „Leben und Taten des berühm-
ten Ritters Schnapphahnski“**

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Geschichte der Neuen Rheinischen Zeitung	3
3. Porträt Georg Weerth	5
4. Der Feuilletonroman: Definition und Geschichte	7
5. Forschungsfragen	9
5.1. Forschungsfrage 1	9
5.2. Forschungsfrage 2	12
5.3. Forschungsfrage 3	15
6. Fazit	18
7. Literaturverzeichnis	19

1. Einleitung

Kulturjournalismus im 18. Und 19. Jahrhundert spielte für die damalige Gesellschaft eine wichtige Rolle. Er sorgte für Unterhaltung, und lenkte die Bürger von ihren sonstigen Problemen ab. Das Feuilleton, das in dieser Arbeit später noch genauer erklärt wird, gehörte dabei zu den beliebtesten Teilen in der Zeitung. Eine besondere Gattung dieses Ressorts war der Feuilletonroman, ein Fortsetzungsroman, der täglich in der Zeitung erschien.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der Neuen Rheinischen Zeitung, die 1848/49 von Karl Marx herausgegeben wurde. Chef des Feuilleton war Georg Weerth, der in dieser Zeit den ersten deutschen Feuilletonroman „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ veröffentlichte. Ziel dieser Arbeit ist es, anhand der Analyse dieses Romans herauszufinden, welches Selbstverständnis Georg Weerth im Rahmen des Kulturjournalismus hatte, wie sich die Fiktionalität in seinen Texten zeigt, und in welchem Ausmaß auch aktuelle Ereignisse und Themen der damaligen Zeit aufgegriffen wurden.

2. Geschichte der Neuen Rheinischen Zeitung

Im Zeitraum vom 1. Juni 1848 bis 19. Mai 1849 erschienen insgesamt 301 Ausgaben der Neuen Rheinischen Zeitung unter der Leitung von Karl Marx in Köln, wobei ihr Erscheinen kurzzeitig vom 28. September bis 11. Oktober 1848 aufgrund des über die Stadt verhängten Belagerungszustandes unterbrochen wurde (vgl. Melis, 2000: 9).

Unter den der Redaktion angehörigen Publizisten, die sich bereits im Vormärz einen Namen gemacht hatten, waren Heinrich Bürgers, Ernst Dronke, Friedrich Engels, Georg Weerth, Ferdinand Wolff und Wilhelm Wolff (vgl. Melis, 2000: 9).

Marx vertrat mit der knapp zweieinhalb Monate nach der Märzrevolution in Deutschland gegründeten Zeitung das Ziel, auf dem äußersten linken Flügel der demokratischen Bewegung in die nationale Tagespolitik einzugreifen, sinngemäß hatte die Zeitung den Untertitel „Organ der Demokratie“ (vgl. Melis, 2000: 9).

Am Vorabend hatten Marx und Engels im „Kommunistischen Manifest“ die Grundorientierung für die Kommunisten in der Revolution zusammengefasst:

„In Deutschland kämpfe die Kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit ihr gegen die absolute Monarchie. Sie unterlasse aber keinen Augenblick, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen

Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten. Und im Blick über Deutschland hinaus wurde erklärt, dass die Kommunisten überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände unterstützen." (Marx & Engels, 1848: 492, zit. nach Melis, 2000: 9).

Auch in der Neuen Rheinischen Zeitung verfolgte Marx diese Grundposition in modifizierter Form, da er von der ersten Nummer an seine Bemühungen darauf richtete, das an die Macht gelangte liberale Bürgertum dazu zu bewegen, durch rasches und energisches Handeln seine politischen und ökonomischen Interessen durchzusetzen. In seiner Zeitung übte Marx daher scharfe Kritik an den Repräsentanten des Großbürgertums in den Regierungen und Parlamenten, die glaubten, die bürgerliche Ordnung mit gesetzlichen Mitteln bewerkstelligen zu können, und Marx forderte mittels der Zeitung auf, das Volk zum Verbündeten zu machen (vgl. Melis, 2000: 9f).

Andererseits war es ein Ziel der Neuen Rheinischen Zeitung gemeinsame revolutionäre Aktionen mit der demokratischen Bewegung zur Abwehr der Gegenrevolution durchzusetzen. Allerdings hielt dieses Vorhaben Marx und seine Mitarbeiter in der Redaktion nicht davon ab, die Vorstellungen vieler linker Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung zu kritisieren (vgl. Melis, 2000:10).

„Vielmehr bestände die Aufgabe darin, die deutsche Verfassung auf der Grundlage der Volkssouveränität auszuarbeiten, alle vorhandenen gegenwärtigen Zustände in Deutschland zu beseitigen, die dieser Souveränität entgegenstehen, sowie notwendige Maßnahmen zu ergreifen, um jedwede Reaktionsversuche zu vereiteln. Erst nach dem erfolgreichen Vordringen der Konterrevolution in Wien und Berlin und der politisch-parlamentarischen Entmachtung des liberalen Großbürgertums im Spätherbst 1848 kam Marx jedoch zu der Einsicht, dass in Deutschland eine rein bürgerliche Revolution und die Gründung der Bourgeoisieherrschaft unter der Form der konstitutionellen Monarchie unmöglich ist, dass nur die feudale absolutistische Konterrevolution möglich ist oder die sozialrepublikanische Revolution " (Engels, 1962: 14, zit. nach Melis, 2000:10).

Außenpolitisch trat die Zeitung für die Unabhängigkeitsbestrebungen der Nachbarvölker ein, was besonders für Polen, Ungarn und Italien galt. Zugleich forderte sie zum entschiedenen Kampf gegen das zaristische Russland auf (vgl. Melis, 2000: 10).

Vorgetragen wurden die Ansichten der Neuen Rheinischen Zeitung meist in einer scharfen und ironischen Sprache, was auch der Auffassung von Marx über die Aufgabe der Presse entsprach. Diese zugespitzte Polemik zu zahlreichen deutschen und europäischen Tagesthemen trug bald dazu bei, dass die Zeitung eine breite Öffentlichkeit fand, jedoch wurde sie kurz vor ihrem einjährigen Bestehen unterdrückt (vgl. Melis, 2000: 10).

Der gegen die Herausgabe der Neuen Rheinischen Zeitung geführte Presseprozess wurde von der Öffentlichkeit mit viel Spannung verfolgt und endete mit einem Freispruch für Marx, Engels und dem Geschäftsführer Hermann Korff, allerdings wurden Marx als sogenannter Staatenloser, Dronke und Weerth das preußische Gastrecht entzogen, wodurch sie als Nichtpreußen ausgewiesen wurden (vgl. Melis, 2000:11).

Gegen Engels, F. Wolff und W. Wolff wurden seitens der preußischen Behörden Untersuchungen eingeleitet, weshalb sie es vorzogen, ebenfalls Köln zu verlassen. Das Blatt verabschiedete sich am 19. Mai 1849 mit der Nummer 301 im roten Druck, um noch einmal nachhaltig auf sich aufmerksam zu machen (vgl. Melis, 2000:11).

Um ein annähernd vollständiges Exemplar der Neuen Rheinischen Zeitung zusammenzustellen, wurden 25 Bände der Neuen Rheinischen Zeitung, sowie 92 Einzelexemplare bis Februar 1999 in 36 Bibliotheken, Archiven, Museen und Forschungseinrichtungen Deutschlands und des Auslandes gesichtet. Im Zuge dessen wurden unbekannte Nummern, Probeblätter, Extra- und Flugblätter entdeckt, darunter sieben Unikate (vgl. Melis, 2000: 16).

3. Porträt Georg Weerth

Georg Weerth, der als einer der bedeutendsten Dichter des Vormärz gilt, wurde am 17. Februar 1822 in der westfälischen Stadt Detmold geboren. Er gelangte 1843 nach Bradford in Yorkshire, wo er für eine deutsche Textilfirma einige Jahre arbeitete (vgl. Perraudin & Campbell, 2012 :118). Sein Beschluss nach England zu ziehen entstammte aufgrund von politischen Uneinigkeiten mit dem Bürgermeister von Bonn und seiner zunehmenden persönlichen Unzufriedenheit bezüglich seiner Geschäftszukunft in Deutschland (vgl. Geissler, 1975: 364).

Er stand in engem Kontakt mit Friedrich Engels und führte regelmäßig Korrespondenzen mit Karl Marx. Während seines Aufenthalts in England wurde er stark von den Problemen und Lebensumständen der armen Bevölkerung in England beeinflusst, die er unter anderen in seinen Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten thematisch verarbeitete (vgl. Perraudin & Campbell, 2012 :118).

Weerth erlebte in den drei Jahren, die er in England verbrachte, einige Reformen und Arbeiterbewegungen mit und eignete sich aus erster Hand sein Wissen über das Leben der Arbeiter und ihren Lebensumständen in den Armenvierteln von Bradford an. So veränderte sich die

Lebenssicht des Liberalen der Mittelschicht zunehmend, wobei er seine Herkunft nie ablegte, da er zwar Interesse an einigen Sozialbewegungen der damaligen Zeit zeigte, aber seine aktive Teilnahme daran auch wiederholt beendete (vgl. Wishard, 1980: 364).

Weerths Eindrücke der schlechten Arbeits- und Lebensumstände der englischen Arbeiter, und ihren Versuchen einen Ausweg aus ihrer Situation zu finden, führte zu einer starken, wenn auch kurzlebigen Identifikation mit der Notlage des Proletariats. Was Weerth allerdings von anderen Autoren, wie Robert Prutz, Johannes Scherr, Ernst Willkomm, Karl Immerman und vielen weiteren, die sich ebenfalls in ihren Romanen mit dieser Thematik auseinandersetzen unterscheidet, ist die Tatsache, dass er über die reine Beschreibung des Sozialmilieus hinausgeht, indem er die untergeordneten ökonomischen Verhältnisse sieht und optimistisch einer möglichen Veränderung der Lebensumstände des Proletariats entgegen sieht (vgl. Wishard, 1980: 365).

Georg Weerths Werk „Fragment eines Romans“, das er während seines Aufenthalts in England schrieb, zählt aufgrund der darin enthaltenen soziologischen und politischen Betrachtungen zu seinen bedeutendsten Prosawerken, da der Roman alle politischen, sozialen und philosophischen Trends, die Weerth beeinflussten repräsentiert und aufzeigt, welche Denker auf Weerth einwirkten, wie beispielweise Feuerbach, Marx und Engels. Weerths Roman stellt einen weitläufigen Überblick über die deutsche Gesellschaft im Vormärz dar, und ist nicht auf die Welt der Arbeiter begrenzt, er klagt die Probleme an, die durch die abnehmende Aristokratie, einer zunehmenden industriellen Bourgeoisie und dem ausgebeuteten Proletariat entstehen und liefert zur gleichen Zeit mögliche Lösungen und Antworten (vgl. Wishard, 1980: 367).

In der Redaktion der Neuen Rheinischen Zeitung hatte er die Stelle des Feuilletonchefs inne, in der er nicht nur die zweite Hälfte der „Humoristischen Skizzen“ veröffentlichte, sondern auch zahlreiche kürzere Prosasatiren und satirische Gedichte (vgl. Vogt, 2001: o.S).

Er hatte in Paris den französischen Feuilletonroman, darunter Sues *Mystères de Paris* kennengelernt und schien vor allem von dessen Provokationspotenzial und der Wirkung auf Ansehen und Auflagen einer Zeitung begeistert gewesen zu sein (vgl. Bachleitner, 1999: 50).

„Leben und Thaten des berühmten Ritter Schnappahanski“, Weerths Feuilletonroman, der in der Neuen Rheinischen Zeitung erschienen ist, handelt vom Leben des Ritter Schnappahanski, und gilt als Parodie des Adels. Weerth beschreibt darin die Reisen Ritters Schnappahanski durch Europa, der immer auf der Suche nach Frauen und Abenteuer ist und dabei Höhen und Tiefen erlebt.

Der in Fortsetzungen (8.8.1848-21.1.1849) erschienene Roman, der als der erste deutsche Feuilletonroman gilt, trug Weerth eine gerichtliche Klage wegen Beleidigung des Fürsten Felix Lichnowsky ein. Das Urteil im sogenannten Schnapphahnski-Prozess lautete drei Monate Haft sowie eine Geldstrafe, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für fünf Jahre und Beteiligung an den Verfahrenskosten (vgl. Vogt, 2001: o.S).

Aufgrund der Tatsache, dass die Verurteilung seine auch geschäftlich notwendige Bewegungsfreiheit in Deutschland zu stark einschränkte, stellte sich Weerth mit Einverständnis seiner Firma in Köln den preußischen Behörden und verbüßte zwischen März und Mai 1850 seine Haftstrafe im Gefängnis Klingelpütz (vgl. Vogt, 2001: o.S).

Nach bedeutenden Spekulationsverlusten und einer kurzen Tätigkeit bei der ebenfalls im Fernhandel tätigen Firma Vidal reiste Weerth im November/Dezember 1852 im Auftrag der Textilfirma Steinthal & Co., nach Manchester. Weerth verbrachte kurze Aufenthalte in Detmold und London, ehe er zu den westindischen Inseln aufbrach. Der Ausgangspunkt seiner weiteren Geschäftsreisen durch Nord-, Mittel- und Südamerika in den Jahren 1853 bis 1855 war die Insel Saint Thomas (vgl. Vogt, 2001: o.S).

Im März 1856 beschloss Weerth nach Havanna, Kuba, zu übersiedeln, doch er erkrankte während einer Geschäftsreise in Haiti an Fieber. Ärzte diagnostizierten eine Gehirnhautentzündung, die aufgrund der weit fortgeschrittenen Malaria ausgelöst wurde und zu mehreren Tagen Bewusstlosigkeit führten. Gorg Weerth starb am 30. Juli 1856 im Alter von 34 Jahren in Havanna (vgl. Vogt, 2001: o.S).

4. Der Feuilletonroman: Definition und Geschichte

Emil Dovifat sieht neben dem aktuellen und allgemein interessierenden Stoff eine Handlung, die sich in kurzen Wellen bewegt, also eine spezifische Technik der Spannungserzeugung als spezifisches Merkmal des Feuilletonromans (vgl. Doifat, 1976: 92f zit. nach Bachleitner, 1999: 7).

Als definierende Charaktereigenschaft des Feuilletonromans gilt auch die Mehrsträngigkeit der Handlung, die es dem Erzähler erlaubt, die Spannung durch Hin- und Herspringen zwischen den einzelnen Handlungssträngen zu erhöhen, da der Leser dadurch längere Zeit in Ungewissheit über das Schicksal der Figuren bleibt. Des Weiteren ist der Umfang des Feuilletonromans

im Vorhinein nicht festgelegt, da das vom Erfolg abhängt, bei großem Erfolg wird er fortgeführt, im gegenteiligen Fall wird der rasch beendet (vgl. Bachleitner, 1999: 7).

Die optische Abgrenzung vom restlichen Teil des Zeitungsinhalts erfolgt meist durch den sogenannten Feuilletonstrich, der auch die Grenze der fiktionalen Realität abzeichnet. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde statt des Feuilletonstrichs ein typographisch unverwechselbar gestalteter Titelschriftzug eingeführt, der häufig mit einer kleinen Illustration verbunden war. Dieses Romanlogo gewährleistete das schnelle Auffinden der Romanfortsetzung und löste sowohl einen Wiedererkennungseffekt, als auch das Umschalten seitens der Leser aus, die dadurch erkennen konnten, dass es sich im folgenden Zeitungsabschnitt um fiktionale Erzählungen handelte (vgl. Bachleitner, 1999: 12).

Die Einheit von fiktionalen Geschichten wird durch fiktionale Identitäten hergestellt, dargestellt durch die Romanfiguren, die zugleich einen Übersprung zur personalen Identität des Lesers ermöglichen. Hier ist zu betonen, dass es zu einem Vergleich zwischen der fiktionalen Identität und der Identität des Lesers kommt, dessen Ergebnis nicht absehbar ist, da das Ausmaß der Beeinflussung nicht im Vorhinein bestimmt werden kann. Der Feuilletonroman stellt nicht nur durch realistische Details, sondern auch durch die Bezugnahme auf beim Leser vorhandenes Wissen eine Verbindung zur Realität her (vgl. Bachleitner, 1999: 12f).

Das Schwanken zwischen Unterhaltung und Nachricht ist ein weiteres Charakteristikum des Romans in der Zeitung (vgl. Bachleitner, 1999: 20).

Der Feuilletonroman von Georg Weerth lässt sich in die Frühphase des Feuilletonromans einordnen, der vor allem durch französische Vorbilder stark geprägt war. Weerths Feuilletonroman besteht aus einer Folge von Episoden mit Duellen, Intrigen, Liebschaften und Verwicklungen nach dem Muster des Schelmenromans und weist viele Bezüge zu Aktualität auf, wie die Episode über das 600-jährige Jubiläum des Kölner Doms (vgl. Bacheitner, 1999: 50).

Problematisch ist die Abgrenzung des Feuilletonromans von der Vielfalt der anderen Prosaformen, die ebenfalls mit einem Strich gekennzeichnet werden, wie beispielsweise Reiseberichte, Essays, Novellen Memoiren und viele mehr. Hans- Jörg Neuschäfer beschränkt sich auf die Abgrenzung zur Novelle und Kurzgeschichte und definiert den Unterschied insofern, als dass er den Feuilletonroman durch die Mindestanzahl von 20 Folgen gegen die Erzählung abgrenzt (vgl. Neuschäfer, et al., 1986: o.S., zit. nach Bachleitner, 1999: 10). „Der Grund dafür ist, dass Texte ab 20 Feuilletons nach dem Zeitungsabdruck im Buchhandel meist selbstständig erschienen.“ (Neuschäfer, et al., 1986: o.S., zit. nach Bachleitner, 1999: 10)

5. Forschungsfragen

Für den empirischen Teil dieser Arbeit wurden mehrere Forschungsfragen aufgestellt, die mithilfe der Analyse von Georg Weerth's Fortsetzungsroman „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ beantwortet und interpretiert werden sollten.

FF1: Welches Selbstverständnis hatte Georg Weerth? Sah er sich als Richter, der die adelige Gesellschaft und die industrielle Bourgeoisie kritisierte, oder als reiner Unterhalter seiner Leser?

FF2: Wodurch ist die Fiktionalität in der Erzählung des Ritters Schnapphahnski gekennzeichnet?

FF3: In welchem Maße und auf welche Weise griff Weerth im Rahmen des Kulturjournalismus aktuelle Ereignisse auf?

Um die Forschungsfragen beantworten zu können, wurde die hermeneutische Textanalyse angewandt.

5.1. Forschungsfrage 1

Welches Selbstverständnis hatte Georg Weerth? Sah er sich als Richter, der die adelige Gesellschaft und die industrielle Bourgeoisie kritisierte, oder als reiner Unterhalter seiner Leser?

Gleich zu Beginn des Romans appellierte Weerth an seine Leser mit folgenden Worten:

„Lieber Leser, sei nicht unbescheiden! Zwar alles weiß ich nicht, doch viel ist mir bewußt! Höre zu, was ich dir von Schnapphahnski erzählen werde; es ist Zeit, dass der edle Ritter aus seinem zauberisch-poetischen Nimbus heraustritt; an den Zipfeln seines Frackrocks zerze ich ihn vor das große Publikum.“ (vgl. Weerth, 1849: 17).

Diese Zeilen können als Versuch interpretiert werden, die Wahrheit über den Ritter Schnapphahnski, der als Stellvertreter für den Adel steht, kundzutun.

Weerths Kritik am Adelsstand wird in Phrasen wie folgenden deutlich:

„Der edle Ritter Schnapphahnski fand sein Teufelskind, den Kobold seines Lebens, in einem gewissen Grafen, in einem Manne, der zeit seines Lebens die Menschen lieber lebendig als tot fraß, lieber mit Haut und Haar als gestopft oder abgekocht, lieber roh und ohne alle Zutat als mit Essig, Öl, Pfeffer, Salz und Mostert. Graf G. ist womöglich noch einer der kühnsten und ehrlichsten Degen, die der preußische Adel aufzuweisen hat;“ (Weerth, 1849: 29)

Weerth beschreibt den Charakter und das Wesen des Grafen G. sehr negativ und führt gleichzeitig an, dass er sogar noch zu den Kühnsten und Ehrlichsten des preußischen Adels zählt, womit er also andeutet, dass es noch viel schlimmere Adelige gibt.

Im folgenden Textabschnitt wird der marxistische Einfluss Weerths deutlich, da er die die ungerechten Lebens- und Arbeitsbedingungen benennt und kritisiert:

„Giebt es etwas schöneres, als flaniren? Der Hauptreiz des süßen Nichtsthuns besteht übrigens nicht darin, daß man überhaupt sporenklingend und schnurrbartkräuselnd durch die Straßen schreitet, sondern daß man gerade dann flanirt, wenn alle andern Leute wie die lieben Zugtiere arbeiten müssen. Ich bin fest davon überzeugt, ein westindischer Pflanzer fühlt sich nicht nur deswegen so wohl in seiner Haut, weil er jedes Jahr an seinen Plantagen diese oder jene Summe profitirt, nein, sondern nur aus dem Grunde scheint ihm das Leben um so wonniger, weil er eben dann recht wohlgefällig seine Havanna-Cigarren rauchen kann, wenn um ihn her die schwarzen Afrikaner in der Gluth der Sonne und unter der Wucht der Arbeit zu vergehen meinen. Hole der Teufel die Flaneure und die westindischen Pflanzer. Die Proletarier werden einst die erstern und die Sklaven die letzteren todt schlagen.“ (Weerth, 1849: 37)

Eine weitere Passage, in der Weerth den aktuellen Gesellschaftszustand kritisiert, der bedingt ist durch ökonomische Einflüsse, ist folgende:

„Als dann aber mit der Zeit die Zahlen und das Geld erfunden wurden und das Wechselrecht und die politische Oekonomie, und als die Menschen immer klüger und gescheidter wurden und folglich immer eitler und wählerischer, da hörten sie auch allmählig auf, sich so ohne weiteres zu lieben, und Jeder trachtete nur danach, sich eine solche Frau zu verschaffen, wie sie gerade für seinen Beutel, für seine Wechsel oder für seine Oekonomie paßte. Mit einem Worte: Es stellte sich eine durch Interessen geregelte Nachfrage nach Menschen ein, der durch eine angemessene Zufuhr begegnet wurde. Der Weltmarkt der Heirath begann, die Männer und die Frauen fingen an sich gegenseitig zu kaufen! – Von diesem Augenblick an kann man alles Unglück datiren. Die Oekonomie war in die Liebe gefahren, der Mensch wurde ein Artikel, der nun hinfort von der Nachfrage und der Zufuhr abhing, und alle Leiden der Ueberproduktion mit der Wolle, der Baumwolle, dem Flachs u. s. w. theilte. Wer nicht ein verheiratheter Gardemajor, ein Landgerichtsath, ein Banquier, ein Bischof wurde, der sank zu einem Schneider, zu einem Steinklopfer, zu einem Tagelöhner oder dergleichen hinab und die lieblichen Weiber, die keine Gräfinnen, Hauptmänninnen, Kaufmannsfrauen oder sonst etwas wurden, die endeten als Gemüseweiber, Bajaderen und mitunter auch als Ballettänzerinnen.“ (Weerth, 1849: 51).

Weerth parodiert auch die Schönheitsideale des Adels, wie in den folgenden Absätzen deutlich wird, in denen er die Blässe des Ritters analysiert und die Oberflächlichkeit einer Herzogin beschreibt.

„Bisher glaubten wir, der Ritter sei nur blaß aus Liebe, aus Furcht, aus Aerger, der Mode wegen – aber wie irrten wir uns! es ist die Blässe der Finanznoth – ein neues Licht geht über dem Leben Schnapphahnski’s auf; der Ritter ist blaß vor Schulden – armer Ritter!“ (Weerth, 1849: 65)

„Pythagoras entdeckte seinen Lehrsatz; Columbus entdeckte Amerika, und die Herzogin von ... entdeckte die berühmte schwarze Haar-Tinktur. Ich weiß nicht, ob die Herzogin den Göttern Hekatomben schlachtete, nachdem sie die Tinktur erfunden hatte; jedenfalls ist es aber für gewiß anzunehmen, daß sie den Augenblick der Entdeckung für den wichtigsten ihres Lebens hielt. Das Unglück, keine Haare mehr auf dem Kopfe zu besitzen, ist so groß, daß es eigentlich nur dann zu ertragen ist, wenn man Haare auf den Zähnen hat.“ (Weerth, 1849: 147)

Auch über die Bedeutung der Orden für den Adelsstand macht sich Weerth lustig:

„Schnapphahnski tritt dem Herzog mit der ritterlichsten Miene und mit allen seinen Orden, wie ein spanischer Maulesel behangen entgegen.“ (Weerth, 1849: 99)

Eine weitere Textstelle, die verdeutlicht wie Weerth die Blasiertheit des Ritters parodiert ist folgende:

„Meine Leser werden es mir hoffentlich erlassen, dieselben weitläufig zu schildern. Es wäre auch unmöglich, den edlen Ritter ganz naturgetreu zu zeichnen. Herr von Schnapphahnski strahlte von Anmuth und Lügenhaftigkeit; nach Kurzem war er schon wieder ganz der Alte, und wenn er Morgens, Mittags und Abends in den Spiegel sah, da verbeugte er sich vor seinem eignen Antlitz und gestand sich die Hand auf’s Herz legend, daß er der schönste Mann seines Jahrhunderts sei.“ (Weerth, 1849: 105)

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Weerth die Figur des Ritters Schnappahanski, stellvertretend für den Adelstand in vielen Textstellen belustigend darstellt und dadurch auch die damaligen gesellschaftlichen Zustände anprangert. Auch die Verurteilung Weerths durch das Gericht deutet darauf hin, dass dieser Feuilletonroman mehr war, als reine Unterhaltung, sondern dass er als Versuch der Kritik am Adel, sowie an der Bourgeoise gesehen werden kann, übermittelt in humorvoller und unterhaltender Form.

Da Fürst Lechnowsky, der als Vorlage für den Ritter Schnappahanski gilt, von einer erbosten Menge erschlagen wurde, wurde Weerth der Verleumdung Lichnowskys angeklagt. Der Justizminister war der Meinung, dass Weerth zur Ermordung Lichnowkys beigetragen hatte, als Beweis für die Identität Schnappahanskis mit Lichnowsky wurde unter anderem gewertet, dass

der Druck des Romans nach dem Mordfall für drei Monate unterbrochen worden war (vgl. Bachleitner, 1999: 52f).

Abschließend ist anzuführen, dass in den Ausführungen über den Ritter Schnappahanski und den in diesem Abschnitt dargelegten Auszügen ersichtlich wird, dass bereits im 19. Jahrhundert im Bereich des Kulturjournalismus bekannt war, dass sich Unterhaltsamkeit und Gesellschaftskritik nicht zwangsläufig ausschließen. Georg Weerth kann demnach sowohl als Richter, der die adelige Gesellschaft und die industrielle Bourgeoisie kritisierte, als auch als Unterhalter seiner Leser bezeichnet werden. Bei den Darstellungen des Ritter Schnappahanski kann durchaus von einer frühen Form des Infotainment gesprochen werden, also die Verbindung zwischen Unterhaltungs- und Informationselementen. Durch die unterhaltsam aufbereitete Kritik am Adelsstand und an der industriellen Bourgeoisie erreichte Georg Weerth eine breite Lesergemeinschaft, die die Inhalte der Kritik in humorvoller und kurzweiliger Form rezipierten.

5.2. Forschungsfrage 2

Wodurch ist die Fiktionalität in der Erzählung des Ritters Schnappahanski gekennzeichnet?

Georg Weerth veröffentlichte die Texte rund um den Ritter Schnappahanski als Fortsetzungsroman im Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung. Zwar beruht die Geschichte zum Großteil auf wahren Begebenheiten, der Roman ist jedoch voll mit literarischen und fiktiven Ausschmückungen, die es dem Leser oft erschweren, zwischen Realität und Fiktionalität zu unterscheiden. Als Stilmittel verwendet Weerth dafür zahlreiche Hyperbeln und ironische Formulierungen. Die Fiktionalität in der Erzählung des Ritters Schnappahanski zeigt sich also vor allem in ebendiesen Übertreibungen.

Bereits zu Beginn macht Weerth dem Leser die Fiktionalität der Geschichte und der Figur des Ritters Schnappahanski bewusst:

„Das Dasein Schnappahanski's gleicht einer bunten Arabeske. Manchmal wird es Euch an die Avantüren des Chevalier Faublas erinnern; bald an eine Episode aus der Geschichte des Ritters von der Mancha, bald an die Glanzmomente eines Bosco'schen Taschenspielerlebens.

Zärtlicher, verliebter Schäfer, rasender Raufbold, Spieler, Diplomat, Soldat, Autor – Alles ist dieser Schnapphahnski – ein liebenswürdig frecher Gesell.“ (Weerth, 1849: 18)

Weerth vergleicht das Dasein Schnapphahnskis mit Charakteren aus anderen Geschichten und bringt damit zum Ausdruck, dass auch dieser eine fiktive Person ist und die Erlebnisse übertrieben dargestellt sind.

„Der edle Ritter Schnapphahnski fand sein Teufelskind, den Kobold seines Lebens in einem gewissen Grafen, in einem Manne, der Zeit seines Lebens die Menschen lieber lebendig als tot fraß, lieber mit Haut und Haar als gestooft oder abgekocht, lieber roh und ohne alle Zuthat, als mit Essig, Oel, Pfeffer, Salz und Mostert. [...] seine Hengste spornte er blutig, er prügelte Hunde und Bedienten und Alles nur wegen des verfluchten Schnapphahnski.“ (Weerth, 1849: 29f)

Weerth beschreibt in diesen Zeilen in übertriebenem Maße den Graf G., einen preußischen Adeligen, und bringt damit seine Verachtung gegenüber diese zum Vorschein.

„Da kniet der Graf an seinem Opfer nieder und reißt die Kleider seines Gegners auf; er erwartet nicht anders, als eine klaffende Wunde von ein bis zwei Zoll, es wundert ihn, daß nicht das Blut schon hervorspritzt. Da ist er mit dem Losknöpfen des Rockes fertig, zu seinem Entsetzen zieht er – ein nasses seidnes Sacktuch aus dem Busen seines Feindes. Er weiß nicht, was dies bedeuten soll; noch immer kein Blut; er greift abermals zu – ein zweiter Foulard! Zum dritten Male untersucht er – ein drittes Sacktuch! und so: ein, zwei, drei, sechs, acht, zieht der erstaunte Graf, einen nassen Lappen nach dem andern vom Körper des Ritters, bis zuletzt unser guter Schnapphahnski, seiner Hülle baar, als ein vollkommen unverletzter, höchst liebenswürdiger junger Mann am Boden liegt. – O Reineke, Reineke! O berühmter Ritter Schnapphahnski!“ (Weerth, 1849: 35)

In dieser Szene verhindert Schnapphahnski Verletzungen durch Säbelschläge des Grafen, indem er nasse Sacktücher unter seinem Gewand versteckt hatte. Auch hier wird die Fiktionalität der Geschichte deutlich.

Georg Weerth galt als großer Fan von Heinrich Heine, so war es unter anderem auch dessen Versepos „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“, durch den er auf die Romanfigur Schnapphahnski stieß. Dies erwähnt Weerth selbst auch in seinem Roman:

„[...] Doch nicht unangefochten sollte er zu der letztern zurückkehren, denn sieh, die Enkelin Heinrich Heine's, die liebliche Tochter Atta Troll's, des Bären, verliebte sich in den göttergleichen Schnapphahnski, wie uns der Dichter selbst erzählt in seinem Werke, das bei Hoffmann und Campe erschienen, in Hamburg, im Jahre des Herrn 47.“ (Weerth, 1849: 62)

Auch in folgenden Textstellen übertreibt Weerth in seiner Erzählung und macht dem Leser die Fiktionalität der Geschichte bewusst:

„Oui Monsieur! Oui Monsieur! und immer toller wird der Scandal, bis sich zuletzt hundert zierliche Hände erheben, um unsern Ritter zu zerreißen, die Faust des Ehemanns an ihrer Spitze

– ach, und nur durch die schleunigste Flucht rettete sich unser Held von der unangenehmsten Pointe, die ein Abenteuer haben kann.“ (Weerth, 1849: 81)

„Herr von Schnapphahnski [...] glich einem Unglücklichen, den man zehn Jahre lang in einem Zellengefängnisse marterte, der sich allmählig für den einzigen Menschen auf der Welt hielt, weil er Niemand anders als sich sah; ja, der sich endlich einbildete, daß er längst gestorben wäre, und daß der Tod nur in dem Leben eines Zellengefängnisses bestehe, und der sich immer mehr mit seinem Schicksale aussöhnte, bis er zuletzt vor freudigem Wahnsinne stupide lachte, ja, bis seine Seele so gespenstisch durch die eingefallenen Augen schaute wie eine verwelkte Rose durch das zerbrochene Fenster eines Hauses, das morsch und menschenverlassen ist und über Nacht zusammenstürzen wird in Staub und Asche. Genug, unser Ritter war ein verlorener Mann; eine leichtsinnige Fliege, die in's Licht flog und sich Kopf, Beine und Flügel verbrannte. Ja, noch mehr. Unser Held hatte sich blamirt; er hatte sich lächerlich gemacht; er war „unmöglich“ geworden, in jeder Beziehung (ridicule et impossible).“ (Weerth, 1849: 140)

Auch bei der äußerlichen Beschreibung der Charaktere übertrieb Weerth offensichtlich, wie folgend am Beispiel jener der Herzogin gesehen werden kann:

„Die Herzogin gleicht einem ausgestopften Raubvogel. [...] enorme, geierartige Nase, Geier-Augen, groß wie ein Teller – in früheren Zeiten von hoher Schönheit. [...] Der Zahn der Zeit hat sehr merklich an diesem Vogel gerupft. Trotzdem werden Sie aber an der großen gebogenen Nase und an den grimmigen Augen dieses Thieres bemerken können, daß er von außerordentlich rein adeliger Raçe ist. [...] Geier-Augen, Geier-Nase, ein ausgestopfter Raubvogel, und im Antlitz die Brandstätte aller Leidenschaften: Das ist unsere Herzogin.“ (Weerth, 1849: 144f/150)

Alles in allem lässt sich festhalten, dass sich die Fiktionalität vor allem durch übertriebene und ironische Formulierungen und Geschehnisse kennzeichnet. Wie für einen Schlüsselroman üblich, ist die Grenze zwischen Fiktion und Realität aber unscharf und für den Leser oft nicht klar zu erkennen. Weerth schweift immer wieder von der eigentlichen Geschichte ab und erzählt eine Parallel- bzw. Vorgeschichte anderer, meist für die Geschichte nicht weiter relevante Charaktere. Vermutlich sah Weerth dies als literarisches Stilmittel, um dem Leser ein besseres Verständnis und eine bessere Vorstellung für zukünftige Handlungen und die Situation Schnapphahnskis zu geben. Gleichzeitig könnte es aber auch, vor allem in Hinblick auf die Erscheinung des Textes in Form eines Fortsetzungsromans in der NRZ als zusätzlicher Spannungsaufbau gedacht gewesen sein. Auch kurze Gedichte zwischendurch kommen in der Geschichte regelmäßig vor.

Die fehlende Unterscheidbarkeit von Fiktion und Nichtfiktion verdient jedoch eine stärkere Kritik vom berufsethischen Standpunkt des Journalismus aus, der damals wohl noch nicht so entwickelt war. Aus heutiger Sicht ist die unklare Trennung zwischen Fiktion und Realität kritisch zu betrachten, da sie den beruflichen Standards des Journalismus widersprechen.

Journalismus hat einen Realitätsanspruch und weckt Realitätserwartungen, insofern er mit Fakten argumentiert. Jedoch ist hier anzumerken, dass Journalismus seine Aufgabe, zugleich Information, Meinungsbildung, Unterhaltung, Kritik und Kontrolle zu bieten, nicht allein durch eine Sammlung von Fakten erfüllen kann. Die Fakten brauchen die Aufarbeitung durch die Imagination (vgl. Klaus, 2008: 350).

Dieser Umstand wird in Georg Weerths Werk ersichtlich, da er seine Kritik, die tatsächlich wahren Begebenheiten und Zuständen zugrunde liegt, mit einer unterhaltsamen Geschichte verknüpft.

Das Füllen von Lücken und Ergänzungen in den Erzählungen, um auf Möglichkeiten außerhalb des Beobachteten und des zu Berichtenden zu verweisen und neue Gedankenwege zu eröffnen, ist so lange legitim, wie Journalisten darauf explizit hinweisen. Hier liegt ein Unterschied zwischen dem Journalismus und der Schriftstellerei und der Prosa. Wie Letztere ist er zwar in Fiktionen eingebettet und greift mehr oder weniger stark auf fiktionale erzählerische Mittel zurück, aber Journalismus ist nicht in der Phantasie begründet (vgl. Klaus, 2008: 351).

Georg Weerth verweist allerdings in seinem Roman nicht auf diese Ergänzungen, beziehungsweise auf den fiktionalen Teil, wodurch den Lesern keine Möglichkeit der Unterscheidung zwischen Realität und Fiktion ermöglicht wird.

5.3. Forschungsfrage 3

In welchem Maße und auf welche Weise griff Weerth im Rahmen des Kulturjournalismus aktuelle Ereignisse auf?

Weerth hatte seinen Feuilletonroman sehr bewusst als Schlüsselroman gestaltet, dessen Held zwar nur stellvertretend für seine Klasse, die Adelligen stand, aber für jeden informierten Leser eindeutig als Fürst Felix Lichnowsky identifizierbar war. Lichnowsky war bereits bei Heinrich Heine 1848 in „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“ zur Zielscheibe des Spottes geworden, was Weerth auch zu Beginn seiner Geschichte erwähnt. Lichnowsky galt als überaus arrogant und machte in zahlreichen Reden in der Nationalversammlung seine Verachtung für die Linke deutlich (vgl. Bachleitner, 1999:52).

Allein aufgrund dieser Tatsache lässt sich festhalten, dass Weerth im gesamten Roman aktuelle Ereignisse bzw. Zustände in der Gesellschaft aufgriff. Ihm ging es nicht um die reine Unterhaltung seiner Leser, er wollte damit auf ironische Weise auch Missstände in der Gesellschaft aufzeigen und anprangern. So konnten im Text mehrere Stellen gefunden werden, in denen Weerth auf aktuelle Ereignisse und Themen anspielt bzw. die Taten von Fürst Felix Lichnowsky in Person des Ritters Schnapphahnski belustigend darstellt und kritisiert.

Die Parallelen von Lichnowsky und der Romanfigur Schnapphahnski werden an mehreren Stellen der Geschichte deutlich. Weerth beschreibt den Protagonisten als redengewandten, schönen Adligen, der sich zuerst als Schriftsteller probiert, später die Gunst einer älteren Herzogin erwirbt und in die Politik wechselt. Auch dessen politische Gesinnung macht Weerth klar.

„Schon damals zeigte sich bei ihm die Gabe der Rede, jenes Talent, was ihm später von so unendlichem Nutzen war, mit dem er so manchen stillen Landtagsabgeordneten in haarsträubendes Erstaunen setzte.“ (Weerth, 1849: 19)

„O, diese Bärin hatte einen scharfen Blick, eine gute Schnauze! Sie schnüffelte es schon vor Jahren, sie roch es schon zu Don Carlos Zeiten, daß unser Ritter einst ein gewaltiger Redner, ein großer Staatsmann werden würde [...].“ (ebd. S. 63).

„Ihr Schafe zur Rechten und ihr Böcke zur Linken, hört meine Rede! Beide liebe ich euch, und es ist nur aus altadliger Courtoisie, daß ich mich gewöhnlich mehr der Rechten zuwende, ja, Euch ihr trefflichen Mutterschaafe, da ihr der Stamm und der Hort der ganzen Race seid.“ (Weerth, 1849: 124)

„‘Herr Schnapphahnski wurde Autor.’ Ja, wahrhaftig, wir sehen den sinnreichen Junker in Brüssel sitzen und seine Memoiren schreiben.“ (Weerth, 1849: 72)

„Die Dame, auf welche Herr von Schnapphahnski sein Augenmerk richtet, ist die achtundfünfzigjährige Herzogin [...].“ (Weerth, 1849: 143)

All diese Geschehnisse treffen in gleicher oder ähnlicher Weise auch auf den Fürst Lichnowsky zu. Weerth macht sich zudem immer wieder über Politiker, Nationalversammlungen und Staatsangestellte lustig:

„Paris, Wien und Berlin würden in Rauch und Flammen untergehen – aller Spaß hörte auf, mit den Nationalversammlungen hätte es ein Ende und mancher edle Ritter Schnapphahnski würde vergebens seine Beredsamkeit an den Mann zu bringen suchen.“ (Weerth, 1849: 21)

„[...] ein Ritter, der noch einmal Deputirter, Diplomat oder noch etwas schlimmeres werden konnte [...].“ (Weerth, 1849: 53)

Der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden kann das Geschehene nicht ungeschehen machen; selbst der Kaiser Nicolaus ist ohnmächtig in diesem Punkte.“ (Weerth, 1849: 27)

Die Unterdrückung der Sklaven und einfachen Bürger kritisiert Weerth auf makabere Art:

„Hole der Teufel die Flaneure und die westindischen Pflanzer. Die Proletarier werden einst die erstern und die Sklaven die letzteren todts schlagen. Ja, thut es! es ist mir ganz recht – aber nur einen verschont mir: den Ritter Schnapphahnski!“ (Weerth, 1849: 37)

Auch den übertriebenen Einfluss von Geld und Macht(gier) auf die Gesellschaft thematisiert Weerth im Roman mehrmals:

„Als dann aber mit der Zeit die Zahlen und das Geld erfunden wurden und das Wechselrecht und die politische Oekonomie, und als die Menschen immer klüger und gescheidter wurden und folglich immer eitler und wählerischer, da hörten sie auch allmählig auf, sich so ohne weiteres zu lieben und Jeder trachtete nur danach, sich eine solche Frau zu verschaffen, wie sie gerade für seinen Beutel, für seine Wechsel oder für seine Oekonomie paßte [...] Die Oekonomie war in die Liebe gefahren, der Mensch wurde ein Artikel, der nun hinfort von der Nachfrage und der Zufuhr abhing und alle Leiden der Ueberproduktion mit der Wolle, der Baumwolle, dem Flachs u. s. w. theilte.“ (Weerth, 1849: 51)

„Schnapphahnski mußte etwas wagen, denn er hatte drei Sachen nöthig, drei Dinge, die man ungerne im Leben zu entbehren pflegt. Unser Ritter bedurfte des Vergnügens, der Ehre und des Geldes; nach dem letzteren sehnte er sich am meisten.“ (Weerth, 1849: 119)

Auch die Tatsache, dass der Ritter Schnapphahnski zuerst die Herzogin benutzt, um seine Schulden bezahlen zu können und dann, um die Anerkennung in Deutschland und vor allem in Berlin zurückzuerlangen und in die Politik zu wechseln, kann als Kritik am Einfluss von Macht und Geld sowie den Machtverhältnissen in der Gesellschaft gesehen werden.

„O, der Ruhm ist ein bildschöner Henker, der sein Opfer scherzend hinauf an den Galgen zerrt und dann die Leiter umstößt, daß der arme Teufel an des Ruhmes Galgen baumelt, weder mit den Füßen auf der Erde noch mit dem Kopf im Himmel.“ (Weerth, 1849: 71)

Weerth will damit aufzeigen, dass das Bestreben der Adeligen nach Ruhm und Ehre nicht glücklich macht. Das merkt auch der Ritter Schnapphahnski, der sich zwischendurch wünscht, als einfacher Bauer oder Bürger geboren worden zu sein.

Aber auch mit der gesamten Gesellschaft rechnet Weerth ab:

„Aber alles das liegt an der schlechten Bauart unserer Häuser und an der schlechten Bauart unserer schlechten Gesellschaft. Wie in Menagerien leben wir in Käfigen und in Vogelbauern. Die Löwen verlernen das Brüllen, die Adler das Fliegen und die Nachtigallen das Singen. Unser halbes Leben verstreicht mit nichtsnutziger Arbeit, bei unbefriedigter Sehnsucht. Aus Titanen werden Philister und aus himmlischen Huris: hysterische, alte Jungfern. Zu erbärmlichen, rücksichtsvollen Pedanten hat uns die gute Sitte gemacht, zu rechten Geizhalsen, die ihre Schätze so lange konserviren, bis sie rostig und schimmelich sind. Wir faseln wie der König Salomo, als er 70 Jahr war und meinen wir etwas Neues gesagt oder gethan zu haben, da war es doch nur altes, abgetackeltes Zeug, was die Griechen schon besser sagten und thaten als wir, was

längst im Homeros steht, zugänglich für jeden Tertianer. Ach, nach Kaffe riechen wir, nach Wolle, nach alten Büchern und nach schmutzigen Akten – nur nicht nach Menschen! Schöne Kerls sind wir. Wenn die alten Götter noch leben, so werden sie sich hübsch über uns mokiren, daß wir mit all' unserm Scharfsinn, mit unserer immensen Klugheit doch nur so züchtige Krämer geworden sind, so zahme Tagelöhner. Throne werfen wir um und jagen die armen Könige über's Meer, aber unsern sittsamen Zopf, den Rattenschwanz des Aberwitzes, behalten wir im Nacken. Möchte uns das Schicksal daran erhängen! O, es ist Zeit, daß ihr die Mauern einrennt und die Bretterwände zerschlagt und die Vorhänge zerreißt. Wie die Kinder sollt ihr wieder werden – die Kinder nennen sich Du und Du, und betrügen sich selten, und lachen miteinander und weinen und küssen sich und schlafen sorglos in einem Bette und die Kinder sind die einzigen vernünftigen Menschen auf Erden.“ (Weerth, 1849: 184f)

Im letzten Kapitel thematisiert Georg Weerth aus der Ich-Perspektive das Domfest, bei dem er unter anderen den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. und den Reichsverweser Erzherzog Johann satirisch darstellt. Allgemein kommen in Weerth's Roman mehrere berühmte Persönlichkeiten aus dem damaligen öffentlichen Leben vor, was der Erzählung wiederum mehr Realität verleiht und dem Leser zum Teil das Gefühl gibt, eine wahre Geschichte zu rezipieren. Auch werden immer wieder geographische, historische und politische Zusatzinformationen eingestreut. Der Leser schwankt ständig auf dem schmalen Grat zwischen Fiktion und Realität.

Auch in seinen Texten „Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“, die zur Hälfte ebenfalls in der Neuen Rheinischen Zeitung veröffentlicht wurden, greift Weerth damalige Zustände und Ereignisse auf, indem er einen profitgierigen deutschen Kaufmann karikiert.

6. Fazit

Das Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung war keineswegs zur bloßen Unterhaltung der Leser gedacht. Karl Marx nutzte die Zeitung, um einem breiten Publikum seine Politik näher zu bringen und forderte dies auch von seinen Redakteuren. In seinem Roman „Leben und Taten des berühmten Ritter Schnapphahnski“ kritisiert Georg Weerth den Adel und damalige Gesellschaftszustände. Sein Selbstverständnis als Kulturjournalist ging somit weit über reine Unterhaltungszwecke hinaus. Er sah sich als Richter, der den Adel und die Bourgeoise kritisierte. Auch in seinen sonstigen Texten griff Weerth immer wieder aktuelle Themen aus der damaligen Zeit auf ironische und unterhaltsame Weise auf. Die Fiktion in Weerth's Texten ist für den Leser oft nur schwer zu erkennen, äußert sich meist jedoch in Übertreibungen und unrealistischen Darstellungen. Dennoch sah Weerth die Fiktionalität in seinen Werken wohl nur als hilfreiches Mittel, um ernste Themen indirekt auf humorvolle und ironische Weise aufzugreifen und anzuprangern. Dass dies letztlich nicht von Erfolg gekrönt war, zeigt die Verhaftung Weerth's aufgrund von Verleumdung. Zu kritisieren bleibt aus heutiger Sicht und vom

berufsethischen Standpunkt des Journalismus aus außerdem der Umstand der Ununterscheidbarkeit von Fakten und Fiktion im Werk „Leben und Taten des berühmten Ritter Schnapphahnski“. Ein Umstand, der heutzutage im Feld des Journalismus klar ein Verstoß gegen ethische Regeln darstellt, aber damals vielleicht noch nicht so entwickelt war.

7. Literaturverzeichnis

Bachleitner, Norbert (1999): Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans. Tübingen: Narr

Geissler, W (1975): Georg Weerth und die Entstehung der sozialistischen Literatur. In: Zeitschrift für Slawistik, Vol.20, pp.594-98

Klaus, Elisabeth (2008): Abschied von der Dichotomie. Zwischen Information und Unterhaltung, zwischen Fakten und Fiktionen – die widersprüchlichen Grundlagen des Journalismus. In: Pörksen, Bernhard/ Loosen, Wiebke/ Scholl, Armin (Hrsg.): Paradoxien des Journalismus. Theorie-Empirie-Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 2008 S. 343-360.

Melis, François (2000): Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie. Edition unbekannter Flugblätter, Druckvarianten, Nummern, und Separatdrucke. München: K. G. Saur

Perraudin, Michael ; Campbell, Matthew (2012): Class, Nation and the German Folk Revival: Heinrich Heine, George Büchner and Georg Weerth. In The Voice of the People: Writing the European Folk Revival (1760-1914). London, England: Anthem. pp.103-121

Weerth, Georg (1849): Leben und Thaten des berühmten Ritter Schnappahanski. Hamburg: Hoffmann und Campe

Wishard, Armin (1980): Georg Weerth's Vision of Social Change in *Fragment eines Romans*. In: Modern Language Quarterly. Vol.41 (4).pp 363-372.

Sekundärliteratur:

Dovifat, Emil (1976): Zeitungslehre II. Berlin, New York: de Gruyter

Engels, Friedrich: Die Frankfurter Versammlung, in: MEW, Bd. 5, S. 14

Marx, Karl /Engels, Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW, Bd. 4, S. 492.#

Neuschäfer, Hans-Jörg / Fritz El Ahmad, Dorothee/ Walter, Klaus-Peter (1986): Der französischen Feuilletonroman. Die Entstehung der Serienliteratur der Tageszeitung (Impulse der Forschung 47). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Internetquellen:

Vogt, Michael: Georg Weerth. Literaturkommission Westfalen. In:

http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=00000017&layout=2&author_id=00000511&key=georg%20weerth (08.07.2018)